Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 4

Artikel: Die Sackgasse
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066061

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE SACKGASSE

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

Verlassen, verlassen . . .

Zu den merkwürdigsten Episoden meiner Lehr- und Wanderjahre gehören die Wochen, wo ich bei einer amerikanischen Zeitung als « Einsamer Seelen-Redaktor » tätig war.

Die grossen Tagesblätter der Vereinigten Staaten haben für ihre Leser aus werbetechnischen Gründen eine Unmenge von unentgeltlichen Auskunftsdiensten eingerichtet. Man kann sich in Mode-, Bau-, Rechtssachen, in juristischen, kosmetischen und hauswirtschaftlichen Angelegenheiten beraten lassen. Einer der vielen Briefkastenonkels leitet die « Einsame Seelen-Redaktion ». Die Abonnenten, die sich einsam fühlen, haben das Recht, diesem Herrn zu schreiben und erhalten dann unentgeltlich einen Brief, der Balsam für ihre Wunden bedeutet.

Dieser Posten wurde mir nicht etwa

Bild links. Victor Surbek, Zirkus Knie

deshalb zugewiesen, weil er besondere Fähigkeiten, sondern vielmehr, weil er fast gar keine Kenntnisse erforderte. Es hatte sich nämlich gezeigt, dass alle Anfragen auf drei Kategorien reduziert werden konnten: da waren junge Leute, die sich nach Liebe sehnten, weil sie noch niemanden hatten, alte Leute, die sich nach Liebe sehnten, weil sie niemanden mehr hatten und mittelalterliche Leute, die sich nach Liebe sehnten, trotzdem ihnen, wenigstens in den Augen des Gesetzes, ein Partner nicht mangelte. Für jede dieser Kategorien wurde nun ein Standard-Formularbrief vervielfältigt, so dass die redaktionelle Arbeit nur darin bestand, das passende Formular auszuwählen und die Adresse hinzusetzen.

Was mir bei der ganzen Sache einen so grossen Eindruck machte, war weniger der Betrieb an sich, als die grosse Anzahl von Anfragen, welche täglich eingingen.

Wie lässt sich das erklären? Es war sicher nicht so, dass die Einsender glaubten, sie hätten nun hier wirklich einen Freund gefunden, der an ihrem Geschicke Anteil nähme. Die Amerikaner sind viel zu gewitzigt, um nicht den ganzen Formularschwindel zu durchschauen. Und trotzdem gingen bei diesem Automatenredaktor täglich Dutzende von langen und sehr persönlichen Briefen ein. Die Erklärung liegt offenbar darin, dass das Einsamkeitsgefühl der Absender einen solchen Grad erreichte, dass sie sich um jeden Preis die Illusion verschaffen wollten, jemand nehme an ihrem Geschicke Anteil.

Das Adresseneinsetzen war eine ziemlich langweilige Arbeit, aber dabei wurde mir das erstemal so richtig klar, wie gross die Anzahl der Menschen ist, die unter ihrer Einsamkeit fast zusammenbrechen, nicht nur in Amerika, auch in Europa, auch bei uns, gerade bei uns.

Ich sitze uf em ä chalte Stei
Und wer mi liebt, dä holt mi hei.»

Dieser alte Kinderspruch charakterisiert die seelische Situation von Tausenden, nur dass sie, im Gegensatz zum Kinderspiel, von niemandem erlöst werden.

Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit

Nun ist es ja sicher, es ist menschliches Schicksal, dass der Mensch in letzter Linie einsam durchs Leben gehen muss. Das Wasser des Lebens ist zu tief, als dass man auch mit denen, die man liebt, so wie man möchte, zusammenkommen könnte. Aber so gross wie heute war die Isolierung des einzelnen früher doch nicht. Äusserlich haben ja die technischen Errungenschaften des Verkehrs die Menschen viel näher gebracht. New York liegt heute näher bei Zürich als früher Genf bei Rorschach. Und trotzdem leiden wir viel mehr an Vereinsamung als unsere Grosseltern. Wie ist das gekommen? Dieser Zustand ist die Folge der Zerstörung der Gemeinschaft und diese wiederum das Resultat des extremen Individualismus des 19. Jahrhunderts. Man muss sich einmal richtig vergegenwärtigen, wie fern dem mittelalterlichen Menschen die Persönlichkeitsidee in unserem Sinne lag. Nirgends zeigt sich das besser als im Gebiet der Kunst. Ein grosser Teil der Künstler hat dazumal seine Werke überhaupt nicht signiert. Es war ihnen nicht wichtig, festzuhalten, dass das Kunstwerk von ihnen, von ihrer individuellen Person, geschaffen war. Die Maler gehörten bestimmten Schulen an, deren Stil zu einheitlich war, als dass man nachträglich die einzelnen Künstler noch auseinanderhalten kann. Übersteigt hingegen heute die Beeinflussung ein gewisses Mass, so gilt sie als unerlaubt, als Makel. Im Stile eines andern zu malen, gilt als schwächlich, wenn nicht als unehrenhaft. Jeder ist verpflichtet, seinen eigenen Stil zu kreieren. Bevor einer heute überhaupt die Technik beherrscht, sucht er deshalb schon seinen persönlichen Stil, und um à tout prix Originalität zu erreichen, macht er lieber etwas Unverständliches, Verrücktes, als verständliche, aber we-

niger originelle Durchschnittsbilder in einer Malart, die an andere erinnert.

Jedermann eine Persönlichkeit. Ein Architekt, der Grundriss und Gestaltung eines Bauwerkes von einem Kollegen übernimmt, wird vor Berufsehrengerichte zitiert. Für die mittelalterlichen Baumeister war es ganz selbstverständlich, ein Haus, einen Turm, einen Dom, der ihnen gefiel, zu kopieren. Es kam ihnen gar nicht in den Sinn, einer neuen Lösung nachzugrübeln, wo bereits eine gute Lösung da war.

Auch den Dichtern war der Urheberstolz und der heutige Plagiatbegriff durchaus fremd. In der Tagespresse hat kürzlich der Basler Schriftsteller Stickelberger dagegen protestiert, dass ein österreichischer Dramatiker in einem Zwinglidrama eine Episode verwendet habe, welche einem Zwingliroman von ihm entnommen worden sei. Der mittelalterliche Bühnendichter, Shakespeare inbegriffen, verwendete unbedenklich jeden vorliegenden Stoff, der ihm geeignet schien. Auch La Fontaine zum Beispiel hat für seine Fabeln weitgehend frühere Vorbilder benützt.

Die Hauptsache war damals, dass etwas gelungen sei, und nicht das Neue, Originelle, Persönliche.

Nach der Aufklärung und nach der französischen Revolution ergriff der Individualismus immer weitere Volksschichten. Selbstverständlich hatte diese Befreiung des Individuums ihre guten Seiten, sie bedeutete Hebung des Verantwortlichkeitsgefühls des einzelnen, Stärkung des individuellen Gewissens. Die Loslösung von den Bindungen bedeutete in vielen Fällen eine Befreiung von Aberglauben, von sinnloser, erstarrter Tradition. Aber die schöne Medaille hat eine hässliche Kehrseite; sobald man die Eigenart der eigenen Person über ein bestimmtes Mass hinaus wichtig nimmt, ist eine Gemeinschaft nicht mehr möglich. Und so führte dann die Überhandnahme des Individualismus zu einer Zersetzung der Gemeinschaft. Das Individuum befreite sich nicht nur von falschen, sondern auch von den richtigen Bindungen. Nicht nur die schlechten, auch die notwendigen Gemeinschaften wurden zersetzt und nun zeigt es sich, dass es der Mensch in dieser selbst geschaffenen Unabhängigkeit einfach nicht mehr aushält.

Aristoteles hat den realistischen, etwas groben Ausdruck gebraucht, der Mensch sei ein Zoon politicon, ein Gesellschaftstier, eine Wahrheit, die erst unsere Generation wieder entdecken musste. Es ist dem Menschen nicht gegeben, in splendid isolation zu leben. So wie gewisse Pflanzen nur in Gruppen, wie manche Bäume nur als Wald existieren können, so ist auch der Mensch ein Wesen, das nur in enger Verbindung mit andern gedeihen kann, sonst geht er zugrunde. Die Wurzeln des Individuums müssen ihre

Eugen Früh — Federzeichnung

Kraft aus dem tiefen Erdreich der Gemeinschaft ziehen, sonst stirbt es seelisch ab.

Heute sind viele von uns vollkommen entwurzelt. Sie haben das Gefühl, überhaupt nirgends mehr hinzugehören und so fallen sie der Verzweiflung und dem Untergang anheim. Die Sprechzimmer unserer Nervenärzte sind überfüllt von Menschen, die den seelischen Halt verloren haben, welche in dem luftleeren Raum der individualistischen Isolation allmählich ersticken.

Das sind alles Wahrheiten, welche die Aufklärung übersehen hat. Der Anfang des 19. Jahrhunderts war von einem eigentümlichen Hochgefühl erfüllt. Man war eben dazumal in einer glücklichen Situation. Die Gemeinschaften, die man bekämpfte, existierten eben alle noch, man hatte den Fünfer und das Weggli.

Die Krankheit unserer Zeit heisst Individualismus, das Rezept zur Gesundung heisst Gemeinschaft. Weil aber alles mit allem zusammenhängt, so hat die Zersetzung nicht nur die grossen wichtigen Gemeinschaften Kirche, Familie und Staat erfasst, sondern auch die weniger beachteten, aber auch wichtigen Gemeinschaften des täglichen Lebens sind der Zersetzung anheimgefallen.

Separate Tische

Ein Beispiel einer solchen Zerstörung, das wir selbst miterlebt haben, das symptomatisch ist: die Auflösung der Table d'hôte. Noch vor dem Krieg war in den meisten schweizerischen Kurorten die Table d'hôte eine festverankerte Einrichtung. Die Hotelgäste assen gemeinsam an einem langen Tisch. Die zuletzt Angekommenen hatten sich unten anzuschliessen und je nach der Länge des Kuraufenthaltes rückten sie dann allmählich weiter hinauf. Wenn man ankam, stellte man sich den Gästen gegenüber, rechts und links, vor. Diese Tischnachbarn bildeten nicht immer eine angenehme Gesellschaft. Es gab solche, die ausserordentlich viel redeten und wieder andere, die wie Stockfische dasassen und aus denen kaum ein Wort herauszubringen war. Aber trotzdem hatte die Table d'hôte den grossen Vorteil, dass man dadurch sofort in eine Gemeinschaft aufgenommen war, nicht in eine sehr enge, nicht in eine sehr tiefe Gemeinschaft, aber doch immerhin in eine Gemeinschaft, die vorübergehende Gemeinschaft der Hotelgäste. Jede Gemeinschaft verpflichtet und hält den einzelnen in Schranken. So herrschten auch hier ungeschriebene Sitten. Es galt als selbstverständlich, dass man beim Herausnehmen Rücksicht auf seine Nachbarn nehmen musste. War der Dessert etwas knapp, so nahm man nur ein Stück Kuchen und nicht deren zwei heraus. Der Hotelier war nicht gezwungen, wie das heute der Fall ist, das Essen in Portionen einzuteilen, wie ein Wärter bei der Fütterung der Löwen, aus der Befürchtung heraus, die Rücksichtslosen würden sonst zuviel essen und die Schüchternen bekämen gar nichts.

Die Table d'hôte hatte den weitern Vorteil, dass man gleich nach der Ankunft mit drei, vier Personen bekannt wurde und durch diese dann gewöhnlich auch mit den andern Gästen.

Und dann wurde diese gemeinsame Tafel immer häufiger durch kleine Tische ersetzt. Auf einmal hiess es, es sei doch eigentlich eine Zumutung, mit wildfremden Menschen am gleichen Tische zu sitzen. Man sei dadurch geniert. Der eine möchte lieber schnell, der andere langsam essen, der eine reden, der andere Zeitung lesen. Alle diese Rücksichten hätte man an kleinen Tischen nicht zu nehmen.

Überhaupt, hiess es, seien kleinere Tische viel nobler. Es ist sehr charakteristisch, dass gerade bei uns die individualistische Sittenverwilderung häufig unter dem Deckmantel der Nobelkeit auftrat, ein groteskes und beschämendes Missverständnis des Wesens des Aristokratischen. Es heisst, die Dinge aus der Froschperspektive betrachten, wenn man als Charakteristikum des Aristokratischen hauptsächlich die Abgrenzung gegen

andere sieht. Was eine aristokratische Gesellschaft auszeichnet, ist zwar zweifellos das Standesbewusstsein, dieses ist aber (wie auch das Klassenbewusstsein der Arbeiter) in seinem eigentlichen Kern positiv gerichtet, es ist ja nichts anderes als Bewusstsein der Gemeinschaft und Wille zur Gemeinschaft. Die Abgrenzung gegen unten ist sozusagen ein Abfallprodukt dieses Kollektivgeistes. Es ist ein lakaienhaftes Missverständnis, wenn man in der Abgrenzung gegen unten die Hauptsache sieht.

Nun ist also die Table d'hôte abgeschafft. Jetzt sitzt man an kleinen Tischen, stolz und distinguiert, und was ist das Ergebnis? Tödliche Langeweile. Die kurzen Ferien genügen meist nicht, auf alle Fälle den weniger gewandten Hotelgästen nicht, um Anschluss zu finden. So erlebt man das traurige Schauspiel, wie an diesen kleinen Tischen zwei, drei Wochen lang Leute sitzen, die voll Sehnsucht sind, andere kennenzulernen, mit andern zu sprechen, zu spielen, aber es gelingt ihnen nicht, die unsichtbaren Mauern, die zwischen den einzelnen Tischen errichtet sind, zu übersteigen. Ohne sich « Guten Tag! » zu sagen, gehen sie aneinander vorbei, so wie wilde Tiere in ihren Käfigen sitzen und jedes andere Tier anfauchen, das in die Nähe kommt, so leben Menschen im Hotel.

Schliesslich ist es soweit gekommen, dass es die Hotelgäste in ihrer selbstgeschaffenen Isoliertheit einfach nicht mehr aushielten. Nun sind die Hoteliers gezwungen, Leute anzustellen, deren einzige Aufgabe darin besteht, die Gäste wieder zu « mixen ». Gigolos müssen dafür sorgen, dass die alleinstehenden Frauen, oder die Frauen mit einem bequemen Ehegatten wenigstens hie und da zum Tanzen kommen, Vergnügungsmeister versuchen durch blödsinnige, den großstädtischen Animierlokalen entlehnte Attraktionen wie Aufwerfen von Ballons, verteilen von Papierkügelchen usw. die Gäste einigermassen miteinander in Kontakt zu bringen.

Aber auch diese künstlichen Hilfsmittel genügen in vielen Fällen nicht, und die Hotels bleiben leer. Die Krise in der Hotelindustrie kommt nicht nur davon her, dass die Fremden ausgeblieben sind, sondern dass der übliche Hotelbetrieb den Leuten einfach zu langweilig geworden ist. Man langweilt sich dann, wenn man sich isoliert fühlt.

Alles besetzt

Aber nicht nur im Hotelbetrieb feiert eine unnatürliche Absonderung Triumphe. In den gewöhnlichen Cafés und Wirtshäusern ist es um kein Haar besser. Wenn wir eine Wirtschaft betreten, in der 30 Tische stehen, und an jedem Tische sitzt bereits ein Gast, dann setzen wir wieder den Hut auf und verlassen das Lokal: « Es ist ja kein Platz frei, alles ist besetzt. »

Es ist eigentlich noch schlimmer: Man kann die Beobachtung machen, dass in einem halbleeren Lokal die Tische, wo man mit dem Rücken gegen die Wand sitzen kann, immer zuerst besetzt sind. Wir verhalten uns wie amerikanische Gangsters, die stets eine Hand am Revolver in der Hosentasche haben und die prinzipiell immer nur so sitzen, dass sie gegen Angriffe von hinten gesichert sind.

Das ist Individualismus in seiner extremsten Form, wie er wahrscheinlich nur bei uns vorkommt. Auf jeden Fall verhalten sich die Deutschen, die bekanntlich sehr leicht ein Gespräch mit einem Unbekannten anfangen, menschlicher. Aber auch im Lande der grossen Revolution, im klassischen Lande des Individualismus, in Frankreich, ist die Zersetzung nicht so weit fortgeschritten. Die französischen Cafés kennen bekanntlich das System der langen, durchlaufenden Bänke, so dass die Gäste an den verschiedenen Tischen doch wenigstens auf der gleichen Bank sitzen. Ich habe beobachtet, dass ein Zürcher Café mit dieser Einrichtung auf wenig Gegenliebe gestossen ist. Wir lehnen die ideellen Bindungen, die die gemeinsame Bank darstellt, ab. Wir wollen den Zwischenraum,

und die Luft muss als Isolationsmittel dienen.

Nun wendet man vielleicht ein: « Da kann man nichts machen, das ist unser Charakter, wir sind eben zurückhaltende, misstrauische Bergbewohner. »

Nein, das ist nicht unser Charakter. Bevor der zersetzende Individualismus in unser Land einbrach und in Verbindung mit dem öden Rationalismus die menschlichen Beziehungen mit einer grauen Lavadecke zuschüttete, waren auch bei uns die Menschen nicht so seelisch verdorrt, wie sie es heute sind. Noch vor 100 Jahren haben sich Unbekannte umarmt und Freunde geweint, wenn sie sich trennten. Und auch jetzt noch bricht die unterdrückte Gemeinschafts - Sehnsucht manchmal elementar durch: Im Rausch. Korrekte Herren umarmen und küssen sich, weinen Tränen der Rührung, fallen sich immer und immer wieder in die Arme. Man sagt, der Alkohol mache den Menschen zum Tier, manchmal macht er ihn auch zum Menschen.

Das gemeinsame Zimmer

Während wir es heute als Zumutung empfinden, mit einem Unbekannten am gleichen Tisch zu essen, war es bis ins 18. Jahrhundert eine Selbstverständlichkeit, dass auch im besten Hotel Fremde das gleiche Zimmer, ja das gleiche Bett teilen mussten. Heute würden viele von uns lieber die ganze Nacht im Freien auf- und abgehen, als mit einem Unbekannten im gleichen Zimmer zu schlafen.

Ich habe gehört, dass sich der zehnjährige Sohn eines reichen Villenbesitzers als einzigen Weihnachtswunsch auf den Wunschzettel geschrieben hat: « Einmal mit meinem Freund im gleichen Zimmer zu übernachten. »

Es gibt für Kinder nichts Schöneres, als mit andern Kindern den gleichen Schlafraum zu teilen, je mehr sind, um so schöner. Vielen von uns hat erst die Grenzbesetzung das Verständnis dafür beigebracht, dass physische Gemeinschaft eine unerlässliche Voraussetzung für seelische Gemeinschaft bedeutet. Da war man 19 Jahre lang gewohnt gewesen, im eigenen Bett, im eigenen Zimmer zu schlafen und nun lag man plötzlich in einem Kantonnement auf dem Stroh, in eine Wolldecke eingehüllt. Man lag wie Heringe zusammengepfercht, oft so eng, dass es kaum möglich war, auf dem Rücken zu liegen. Hinten blies einem der feuchte Atem des Nebenmannes an und der ganze Raum war erfüllt von menschlicher Ausdünstung. Widerlich, höchst widerlich für uns subtile Individualisten. Aber mit der Zeit gewöhnten wir uns daran und zuletzt lernten wir den Segen dieses menschlichen Zusammenseins empfinden. Man arbeitete zusammen, man ass zusammen, man schlief zusammen und so bildete sich allmählich die Militärkameradschaft, die für viele von uns ein so grosses Erlebnis war.

Der Geist führt ja nicht ein vom Körper losgetrenntes Dasein, auch durch körperliche Berührung kommen wir uns näher. Wenn wir im Schlafe nebeneinander liegen, lernen wir uns besser verstehen, als wenn wir als stolze Persönlichkeiten noch so viele Abende lang diskutieren.

Liegt nicht der Reiz der Ferienlager, der Klubhütten gerade in diesem natürlichen, körperlichen Beieinandersein? Es ist kein Zufall, dass gerade die junge Generation, die es ja übernommen hat, die zerstörte Gemeinschaft auf allen Gebieten wieder neu aufzubauen, erkannt hat, dass erst das physische Zusammensein die Basis einer richtigen Kameradschaft bildet. Ich habe das letzte Jahr einen Ferienkurs in der Jugendherberge Rotschuo geleitet. Ich bin überzeugt, das gemeinsame primitive Wohnen, das gemeinsame Baden, die gemeinsamen Ausflüge, das gemeinsame Spiel, hat mindestens soviel zum Erfolg beigetragen wie die Diskussionen.

Wie mancher wissenschaftliche Kongress, wie manche politische Zusammenkunft brächte bessere Resultate, wenn die Teilnehmer nicht nur am grünen Tisch, sondern auch ausserhalb des Konferenzgebäudes in gemeinsamer körperlicher

Betätigung oder Unterhaltung zusammenkämen.

Der Siegeszug der Strandbäder lässt sich zum grössten Teil darauf zurückführen, dass wir arme isolierte Menschen des 20. Jahrhunderts dadurch die Schönheit des physischen Zusammenseins wieder frisch erlebt haben. Das gemeinsame Baden ist ja durchaus nichts Neues. Es war im ganzen Mittelalter ein selbstverständliches Vergnügen. Erst dem Moralismus und Individualismus einer spätern Epoche war es vorbehalten, das isolierte Wannenbad als einzig würdige Form des Badens zu betrachten. Ich kann mir keinen lächerlicheren Ausdruck eines ängstlichen Individualismus vorstellen, als die Badehäuschen, welche das 19. Jahrhundert am Zürichsee erstellte, kleine Zellen, in denen man sich auszieht, eine Treppe, die ins Wasser führt, wo ungefähr 6 Quadratmeter durch eine jalousieartige Umzäunung von aussen unsichtbar gemacht sind. Wir können heute kaum mehr begreifen, wie man in diesen modrigen, traurigen Verstecken baden konnte, aber auf anderem Gebiete haben wir diese unnatürlichen Isolierzellen beibehalten.

Wer die Badenerfahrt von David Hess gelesen hat, weiss, dass Baden im Aargau einmal die Stadt einer heitern, überschäumenden Geselligkeit war. Im Mittelalter wurde dort in grossen Gemeinschaftsbädern unter Musikbegleitung gebadet. Man vergleiche damit den heutigen Badebetrieb! Ein Kurgast hat mir erzählt, dass während seines Aufenthaltes jeden Morgen beim Frühbad in der Badezelle das Lied erschallte « O Blüemli mi, o Blüemli mi, i möcht gern by der sy ». Ein groteskes Bild, wie die vielen ältern, mit Rheuma Gicht geplagten Leute, durch Wände getrennt, in rührender Weise ihrer Gemeinschaftssehnsucht, durch ein gemeinsam gesungenes sentimentales Lied Ausdruck geben.

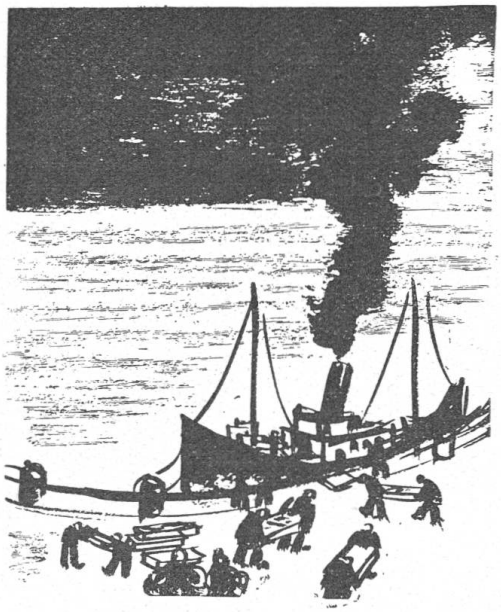
Nachbarlichkeit

Wäre es nicht natürlicher, die äussern Schranken würden wieder fallen ?

« Gott grüss Euch Nachbar,
schmeckt das Pfeiffchen »

so fing ein Gedicht an, das wir einmal auswendig lernten. In Gedichten und Sprichwörtern spielt der Nachbar immer noch eine grosse Rolle. In Wirklichkeit

Eugen Früh — Holzschnitt



Willi Fries Pinselzeichnung

aber ist auch die Idee der Nachbarlichkeit, wenigstens in den grössern Städten, in den letzten 20 Jahren immer mehr verschwunden. Noch im Jahr 1910 war es selbstverständlich, dass bei einem Wechsel der Wohnung dem Nachbar rechts, dem Nachbar links, der Familie gegenüber, oder wenn man in einem Mietshause wohnte, den andern Mietern ein Antrittsbesuch gemacht wurde. Diese Besuche waren eine ziemlich mühsame Angelegenheit. Man kannte sich noch nicht, man hatte sich nichts zu sagen, und so floss die Konversation recht stokkend dahin. Und doch erfüllte sie ihren Zweck: Die Beziehung war hergestellt, das Eis gebrochen. Nicht, dass sich nun immer Freundschaften entwickelt hätten, durchaus nicht. In vielen Fällen blieben die Beziehungen recht kühl, der Verkehr auf das Nötigste beschränkt, aber immerhin, man wusste, man ist Nachbar, man gehört einer Gemeinschaft an, der Hausgemeinschaft und hat deshalb bestimmte Pflichten.

Heute ist das nicht mehr so: Man wohnt oft lange im gleichen Haus, ohne sich zu grüssen, man kennt kaum alle Mitglieder der Familie nebenan.

Man wende nicht ein, die Großstadt habe eben diese Entwicklung mit sich gebracht. Die grossen Städte in den Vereinigten Staaten zum Beispiel haben immerhin noch ziemlich mehr Einwohner als Basel, Bern oder Zürich. Wie meine Frau und ich in Boston, eine Stadt mit drei Millionen Einwohnern, ankamen, da fanden wir in der möblierten Wohnung, die wir gemietet hatten, den Tisch gedeckt, Kaffee und Backwerk waren aufgestellt. Die Frau, die im Einfamilienhaus nebenan wohnte, hatte vom Vermieter gehört, dann und dann werde eine neue Familie mit einem Kind einziehen. Sie dachte: «Die neuen Nachbarn werden sicher von der Reise müde sein und sich freuen, gleich nach der Ankunft etwas Warmes zu sich zu nehmen.» Überall in Amerika ist der Begriff Nachbar noch kein leeres Wort.

Und wie ist es bei uns, wenn jemand einzieht? Der Möbelwagen steht vor dem Haus. Aber begrüssen die Nachbarn die neue Familie, hilft ihnen jemand beim Auspacken, anerbietet sich eine Frau, die Kinder zu sich zu nehmen? Nichts von alledem. Hinter den Vorhängen spähen die Nachbarinnen hinunter, machen ihre Bemerkungen über die pompöse Schlafzimmereinrichtung oder über das unmoderne Sofa.

Afrikareisende erzählen, dass hie und da Negerdörfer bei ihrem Eintritt wie ausgestorben sind. Scheinbar ist keine lebende Seele da, aber, wenn man genauer hinsieht, kann man überall zwischen den Ritzen eifrig spähende Augenpaare beobachten. Nun, die Neger haben mit den weissen Besuchern ihre Erfahrungen gemacht, sie wissen, warum sie sich verbergen. Aber warum verhalten wir uns ähnlich?

Unser Verhalten entspricht uns ja eigentlich gar nicht. Wir sind gegen die neuen Nachbarn ja gar nicht feindlich eingestellt. Im Gegenteil, würden wir unserm eigentlichen Impuls folgen, so würden wir sie begrüssen, uns gern anerbieten, ihnen zu helfen. Aber wir genieren uns.

Wir haben den Individualismus soweit getrieben, dass wir nicht mehr anerkennen wollen, dass uns mit unserm Nach-

bar eine natürliche Beziehung verbindet. « Wieso », sagen wir, « soll das ein Grund sein, in Beziehungen mit jemandem zu treten, nur weil er zufällig nebenan wohnt? » Eine Argumentation, die deutlich den Geist der Aufklärung atmet. Es ist typisch für den irreligiösen Charakter dieser Geistesrichtung, dass gerade die von unserm Willen unabhängigen, die schicksalshaften Beziehungen, als nicht existierend betrachtet werden.

Es gibt Landstriche im Tibet, wo die Verhältnisse so unsicher sind, dass jedes einzelne Haus mit einem kleinen Wachtturm versehen werden muss. Wir geniessen die Segnungen eines Staates, der für Ruhe und Ordnung sorgt und können uns deshalb leisten, unsere Häuser so zu bauen, dass auf Schutz gegen Eindringlinge verzichtet wird. Und trotzdem sagen auch wir « My home is my castle » und gebärden uns wie Raubritter in einer Burg, die beim Nähern eines menschlichen Wesens die Zugbrücke hinunterlassen.

Denkt man auch daran, wie ungünstig das jetzt übliche Verhalten zum Nachbarn auf die Kinder wirken muss? Der Nachbar spielt in der Phantasie jedes Kindes eine sehr grosse Rolle. In den Beziehungen zu diesem erlebt es die Einstellung zu fremden Menschen überhaupt. Nun kann man lange Lesestücke über Völkerversöhnung in die Schulbücher einfügen, was wird das nützen, wenn das Kind sieht, dass sogar die natürlichste, primitivste Gemeinschaftsbeziehung, die zum Nachbar, missachtet wird, wenn es erzogen wird, den Nachbar nicht zu achten, nicht zu grüssen, in ihm einen Gegner oder zum mindesten einen Wildfremden zu sehen, dem gegenüber keine Pflichten existieren?

Die Notwendigkeit der Zelle

Es ist heute Aufgabe jedes einzelnen, den uralten Nachbarbegriff wieder zu Ehren zu bringen. An Ansätzen dazu fehlt es ja nicht. Es ist ein Charakteristikum der modernen Architektur, dass sie auf das ängstliche Abschliessen der Häuser und Gärten verzichtet und dadurch äusserlich den Willen zu einer natürlichen Gemeinschaft mit den Nachbarn manifestiert.

Auch die Wohngenossenschaftsbewegung geht darauf aus, an Stelle des Separatismus des 19. Jahrhunderts wieder die Gemeinschaft zu fördern. Leider bleibt hie und da der schöne Antrieb im äusserlichen stecken. Die Gemeinschaft wird zu sehr als Interessengemeinschaft und nicht genug als Gemeinschaft im geistigen Sinne aufgefasst. Im genossenschaftlichen Wohnungsbau liegen aber gerade in kultureller Beziehung noch ungeheure Möglichkeiten.

Je grösser unsere Städte werden, je mehr der Einzelne untergeht, um so mehr ist es nötig, den Nachbargedanken zu pflegen, nur dann, wenn sich natürliche kleine Zellen bilden, verliert die grosse Stadt das Molochartige, das sie jetzt hat. Was Paris so reizvoll macht, sind gerade seine « quartiers » mit dem verschiedenen Quartiergeist. Dadurch zerfällt die grosse Stadt in viele kleine, übersehbare Gemeinschaften, man könnte fast sagen, in viele kleine Dörfer, die es dem Einzelnen eher möglich machen, zur Geltung zu kommen, als unsere an sich kleinern Städte.

Es ist schade, aber leider typisch, dass gerade die bürgerlichen Kreise dem genossenschaftlichen Wohnungsbau oft feindlich gegenüberstehen, die Kolonien, wie zum Beispiel Neubühl bei Zürich, ablehnen, verächtlich von Herdenbetrieb usw. sprechen. Das Bürgertum ist von dem extremen Individualismus mehr erfasst worden als andere Klassen, mehr als die Bauern und mehr als die Arbeiter. Der sogenannte einfache Mann hat deshalb heute eine natürlichere Einstellung zu seinen Mitmenschen als die Angehörigen der besser situierten Klassen. Wir, die wir diesen Schichten angehören, können für die geistige Erneuerung, deren wir so dringend bedürfen, deshalb vom Volk viel lernen.

Dies ist der erste Beitrag einer Serie von Artikeln über Zerfall und Erneuerung der Gemeinschaft.